



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Zeitalter des Imperialismus 1884 - 1914

Friedjung, Heinrich

Berlin, 1919-

Charakteristik Aehrenthals.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76985](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76985)

der Südslawen anzunehmen. Das Ganze klang wie eine Weisung an einen politischen Agenten, bemerkte der öffentliche Ankläger; und wie recht er hatte, zeigte sich einige Wochen nach der Annexion. Denn sobald die russische Regierung über das Vorgehen Österreich-Ungarns Klage erhob, brach Kramar mit Vorwürfen gegen die Politik Lehrenthals los¹⁾.

Gleichviel übrigens, aus welchen Gründen die Vertreter der slawischen Völker der Monarchie die Billigung der Annexion aussprachen; die Tatsache stand fest, und ebenso die Unterstützung der Politik Lehrenthals durch die Deutschen und die Magyaren. Diese Einigkeit der sonst ewig streitenden Volksstämme war ein Zeugnis dafür, daß sie damals noch auf die Geltung der Monarchie in Europa Wert legten. Eine entschlossene Tat ermutigt die Freunde, reizt die Unzuverlässigen mit sich fort. Eine kräftige und kluge äußere Politik war noch das einzige Mittel, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit wachzurufen, das bereits im Schwinden begriffen war. So weit hatte sich die Annahme Lehrenthals als richtig erwiesen, so daß er gerüstet in den wechselvollen Kampf eintrat, der sich unmittelbar darauf um die Annexion entspann.

*

Charakteristik Lehrenthals

Der Staatsmann, der von jetzt ab in den Vordergrund tritt, Alois Lexa Freiherr von Lehrenthal, war 1854 als Sproß einer reichbegüterten Familie des deutsch-österreichischen Adels geboren. Sein Urgroßvater Lexa, der Abstammung nach Jude, erwarb unter Kaiserin Maria Theresia ein großes Vermögen, trat zum Christentum über und wurde mit dem Titel von Lehrenthal geadelt. Der spätere Minister

¹⁾ Als Kramar in dem öffentlichen Verhör gefragt wurde, weshalb er den wichtigen Brief Tscharykows nicht zur Kenntnis des Ministers des Äußeren gebracht habe, mit dem er in regelmäßiger Verbindung stand, erwiderte er, Lehrenthal sei von den Absichten der russischen Regierung ohnedies unterrichtet gewesen. Dem trat der Militäranwalt mit der Bemerkung entgegen, daß Österreich-Ungarn noch durch fünf Monate unter der Drohung eines Krieges wegen Bosniens gestanden sei und sich deswegen rüsten mußte; der Brief Tscharykows wäre also für seine Regierung doch ein wichtiges Schriftstück gewesen.

begann seine diplomatische Laufbahn in Petersburg zur Zeit, da Graf Rálnoky dort Botschafter war. Dieser wußte die Begabung des jungen Mannes zu schätzen, gewann ihn lieb und berief ihn, als er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, ins Ministerium nach Wien, wo sich Aehrenthal bestens bewährte. Er genoß das volle Vertrauen des Ministers und erhielt Einblick in alle geheimen Geschäfte. So rückte er rasch von Stufe zu Stufe, wurde 1895 Gesandter in Bukarest, 1899 bis 1906 Botschafter in Petersburg. Hier erwarb er sich solches Ansehen, daß Hardinge, zur selben Zeit in Petersburg englischer Botschafter, bei der Ernennung Aehrenthals zum Minister des Äußeren das Urteil fällte, er sei der hervorragendste unter den fremden Diplomaten an der Nawa. Der österreichisch-ungarische Vertreter nahm dort bei Hofe und in der vornehmen Gesellschaft eine Ausnahmestellung ein. Die russische Sprache hatte er sich, dank seiner Kenntnis des Tschechischen, schon bei seinem ersten Aufenthalte in Petersburg angeeignet. Mit vielen russischen Staatsmännern stand er in vertrauten Beziehungen, doch mit keinem von ihnen sprach er sich so gut wie mit dem Reichskontrollor Schwanebach, einem kenntnisreichen Deutschrussen, der den Absolutismus für die einzige in Rußland mögliche Regierungsform hielt und deshalb viel beim Zaren galt. Aus zwei Gründen gefiel Aehrenthal dem russischen Hofe. Einerseits tat er alles, um das Wiener Kabinett während des mandchurischen Krieges bei der Neutralität festzuhalten; andererseits sprach er sich mit allem Nachdruck für die Wiederherstellung der durch die russische Revolution erschütterten Zarengewalt aus. Selbst die Minister Nikolaus II. gingen darin nicht weiter als er, auch standen Goremykin, Stolypin und Schwanebach, die den Zaren in dieser kritischen Zeit berieten, durch den Letztgenannten mit Aehrenthal in steter Fühlung. Der österreichische Botschafter ließ sich zu dieser Haltung nicht bloß dadurch bestimmen, daß er selbst monarchisch und konservativ fühlte. Er war auch der Ansicht, die Donaumonarchie könne sich mit dem Zaren verhältnismäßig leicht über den Balkan verständigen, werde dagegen immer gegen die herrschende Strömung im Volke zu kämpfen haben, die sich überhaupt schwerer berechnen lasse als die Politik des Hofes. In dieser Rechnung lag allerdings ein Unterschätzen der öffentlichen Meinung, da sich auch der Zar ihr nicht ganz entziehen konnte. Begreiflich aber, daß der Hof an Aehrenthal Wohlgefallen fand, was die Eifersucht selbst der deutschen Diplomatie erregte. In Berlin stieg der Verdacht auf, Aehren-

thal arbeite auf ein österreichisch-russisches Bündnis unter Beiseiteschiebung des Deutschen Reiches hin. Das war jedoch ein Irrtum, und er überzeugte die deutsche Regierung durch sein Wirken als Minister, daß das Bündnis mit Deutschland auch ihm als Eckstein der österreichischen Politik galt.

Das Eigene in seiner Persönlichkeit war die Verbindung von Geistes- und Charaktereigenschaften, die sich auszuschließen scheinen. Er war ein methodischer Kopf, der jeden Gedanken folgerichtig zu Ende dachte, der in seinen Kenntnissen, seinen Ideen volle Ordnung hielt; daneben besaß er ein leidenschaftliches Naturell, das mit Hestigkeit losbrechen konnte und nur mit aller Selbstbeherrschung im Zaume zu halten war. Die äußere Ruhe, die er in Staatsgeschäften bewahrte, die Kälte seiner Umgangsformen waren durch strenge Selbstzucht erzwungen. Er war ein fleißiger Arbeiter und verfügte über ein starkes Gedächtnis wie über eine gute historische und staatsrechtliche Bildung. Diese Eigenschaften kamen ihm bei der Formung seiner politischen Gedankengänge zugute, deren Geschlossenheit imponierte. Er arbeitete seine Entwürfe im Geiste sorgfältig durch, so daß ihm auch die Einwendungen klar vor Augen standen; so fand man ihn bei der Aussprache gerüstet und mußte sich sagen, daß der Einspruch ihm nichts Neues sagte. Ein Gespräch mit ihm erhielt seinen Reiz nicht durch überraschende Einfälle, nicht durch Geist und Witz, in welchem Betracht er nicht hervorragte, sondern durch die strenge Logik seiner Ausführungen. Wollte er sich klar ausdrücken — was nicht immer der Fall war —, so machten seine Ideengänge den Eindruck wie die Muster der Teppiche, die in den Warenhäusern zu den Füßen der Käufer ausgebreitet werden. Er entwickelte seine Gedanken wie etwas Selbstverständliches, ohne stärkere Betonung oder Schattierung der Rede, aber so, daß die einzelnen Glieder des Beweises sich wie von selbst ineinanderfügten.

Dabei stand ihm ansehnliche dialektische Kunst zu Gebote, wenn er etwas zu verhüllen hatte oder den anderen hinhalten wollte. Das verstand er wie irgendein Diplomat der alten Schule. Wollte er seine wahre Meinung verbergen oder jemanden auf eine falsche Fährte locken, dann setzte er seine Worte so zweideutig wie ihm gut schien. Deshalb haben manche fremde Diplomaten über seine Unaufrichtigkeit geklagt, wogegen die scharfsinnigen unter ihnen Lehrenthal günstig beurteilten. Diese verschiedenen Ansichten hörte man von den zwei englischen Botschaftern, die mit ihm während seiner Ministerschaft zu tun hatten.

Der etwas schwerfällige Goschen behauptete, Lehrenthal gehe auf Täuschung aus, während dessen Nachfolger Cartwright, ein Mann von schneller Auffassung und einem Lehrenthal ähnlichen Scharfsinn, wiederholt versicherte, er sei mit ihm gut ausgekommen und habe den österreichisch-ungarischen Minister ungefähr so offenherzig und so zurückhaltend gefunden, wie es im diplomatischen Verkehr überhaupt zu erwarten sei. Die von Goschen erhobene Beschwerde bezog sich auf sein Erlebnis gelegentlich der Ausrufung des Fürsten Ferdinand zum Zaren. Kurz vor dem Ereignisse fragte Goschen den österreichischen Minister des Auseren, was an dem Gerüchte aus Bulgarien wahr sei, worauf dieser ausweichend ungefähr erwiderte, er habe keine Kenntnis von dem Bestehen der Unabhängigkeitserklärung. Lehrenthal sprach dem Wortlaute nach die Wahrheit, denn er selbst wurde durch den plötzlichen Entschluß Ferdinands überrascht, wenn er sich auch über die Sache selbst mit ihm früher geeinigt hatte. Goschen jedoch erklärte sich von Lehrenthal hintergangen. Zur Steuer der Wahrheit ist aber zu bemerken, daß es im diplomatischen Verkehr für ungehörig gilt, über geheime Staatsfachen Fragen zu stellen, da über sie eine Auskunft nicht erteilt werden darf. Darauf berief sich Lehrenthal und behauptete, er habe von seinem Rechte, eine ausweichende Antwort zu geben, Gebrauch gemacht. Er verstand es übrigens in bedenklichen Fällen, das nun einmal nicht Wegzuleugnende in längere Perioden einzuwickeln, oder die Tatsache, von der er den Hörer ablenken wollte, in einem tonlos gesprochenen Nebensatze zu verstecken. Dort wurde sie nur bemerkt, wenn man gut zuzuhören verstand. Da er selbst rasch und sicher auffaßte, so fand er, es sei Schuld des anderen, wenn er nicht in den Sinn seiner Worte eindrang.

Es wäre aber irrig, zu glauben, Lehrenthal habe seine Ansichten, seine Zu- und Abneigungen gleichnerisch verborgen. Galt es nicht ein geheimes Spiel und diplomatisches Ringen, so ließ sein Vorgehen an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig. Auch er war, was Bismarck von sich sagte, ein guter Hasser. Grollte er, so war er unversöhnlich und blieb sich darin auf jede Gefahr hin treu; immer erwies er sich als Mann von stolzem Ehrgefühl und ungewöhnlichem Mute. Das bekam unter anderem der päpstliche Nuntius Granito del Belmonte zu spüren, der sich einmal über kirchenpolitische Angelegenheiten für eine Zeitung ausfragen ließ und dabei die Unvorsichtigkeit beging, Zweifel an der Wahrheit einer Behauptung Lehrenthals auszusprechen.

Darauf erklärte der Minister, er müsse alle nichtamtlichen Beziehungen zum Nuntius abbrechen, und er blieb dabei in der ganzen Zeit von Belmontes Aufenthalt in Wien, obwohl alle möglichen Versuche gemacht wurden, Lehrenthal milder zu stimmen. Es war nichts Geringes, daß ein Minister des katholischen Österreich den Vertreter des Papstes nur als solchen gelten ließ, sonst aber wie Luft behandelte. An Feinden hat es Lehrenthal denn auch unter den fremden Diplomaten wie in der österreichischen Aristokratie nicht gefehlt. Auch mit dem deutschen Botschafter Tschirschky, besonders aber mit dem bulgarischen Agenten geriet er in arge Weiterungen. Es fehlte ihm die Geschmeidigkeit in der Behandlung der Menschen und der Dinge, wodurch er sich die Geschäfte oft erschwerte. Das Herbe in seinem Wesen brachte neue Verwicklungen zu den bereits in der Sache liegenden. Er wollte geachtet und von seinem eigenen Gegner wie von denen des Staates gefürchtet sein; es lag ihm nichts daran, darob einen neuen Kampf aufzunehmen¹⁾.

In der äußeren Politik rechnete er sich nicht zur Schule Andrassy's, der die Ansicht hegte, Österreich-Ungarn müsse sich den Weg nach Saloniki offen halten, sondern trat als Minister in die Fußtapfen Kalnokys, der sich bescheidenere Ziele gesetzt hatte. Zu dieser Selbstbeschränkung gelangte Lehrenthal jedoch erst im reiferen Alter, denn als jüngerer Diplomat sprach ihn der Gedanke der Teilung der Balkanhalbinsel zwischen Österreich-Ungarn und Rußland an. Mit den Jahren kam er von dieser Idee ab und sprach sich vor der Öffentlichkeit wie im Kreise von Freunden nachdrücklich im Sinne der Selbstbescheidung aus. Er hörte es ungerne, wenn man ihm und dem Wiener Kabinett trotzdem weitfliegende Entwürfe und einen erst am Ägäischen Meere haltmachenden Ehrgeiz

¹⁾ Einen Niederschlag der Lehrenthal feindseligen Stimmungen findet man in der mißgünstigen Darstellung der Politik Lehrenthals in dem Buche von H. W. Steed, "The Hapsburg Monarchy", London 1913, S. 206—295. Steed hatte als Korrespondent der „Times“ durch den Verkehr mit den Botschaftern Goschen und Cartwright Einblick in die Verhältnisse; sein Urteil ist jedoch durch den Haß gegen Deutschland und gegen jedermann getrübt, der dem Dreibund seine Unterstützung lieh. Grobe Irrtümer fehlen nicht, so Seite 269, wo er von der Absicht Bismarcks schreibt, den Papst durch eine in Civitavecchia gelandete deutsche Truppenabteilung der deutschen Politik fügsam zu machen; so auch Seite 252, wo erzählt wird, Deutschland habe zur Zeit des Burenkrieges ein Bündnis gegen England aufzurichten wollen, sei aber von Rußland und Frankreich abgewiesen worden — was sich so ziemlich umgekehrt verhält. Das lebendig geschriebene Werk Steeds darf daher nur mit Vorsicht benützt werden.

zutraute. Die türkische Herrschaft auf der Balkanhalbinsel müsse man, solange es eben ginge, zu erhalten trachten.

Das war aber nur sein vorläufiges Programm, während seine letzten Ziele in der oben erwähnten geheimen Denkschrift vom 9. August 1908 entwickelt sind. Er geht hier von der Voraussetzung aus, das Ende der Türkenherrschaft nahe unaufhaltsam. Dann sei „das Übel an der Wurzel zu fassen und den großserbischen Zukunftssträumen ein Ende zu machen“. Dazu diene am besten ein Bündnis mit Bulgarien. „Der Antagonismus zwischen Bulgarien und Serbien“, so fährt er fort, „ist schon heute ein Faktor, mit dem gerechnet werden kann; in Bulgarien ist die Überzeugung vorherrschend, daß der Weg nach Mazedonien über den Leib des serbischen Staates gehen muß, und es ist sicher, daß um den Besitz von Aštrub der heftigste Streit zwischen Serbien und Bulgarien entbrennen wird. Fördern wir in diesem Streit die bulgarische Sache und begünstigen wir die Schaffung eines Großbulgariens auf Kosten Serbiens, so ist die notwendige Vorbereitung getroffen, um in einem Momente günstiger europäischer Konstellation die Hand auf das noch übrige Serbien legen zu können. Dann hätten wir die sicheren Grenzen, von denen ich früher gesprochen: ein unter unserer Agide selbständig gewordenes Albanien, ein Montenegro, mit dem wir freundschaftliche Beziehungen unterhalten, und ein Großbulgarien, das uns zu Danke verpflichtet ist.“ All dies ist zwar infolge des großen Krieges versunken und verloren, indessen hat die Geschichte auch über gescheiterte Entwürfe zu berichten, um so mehr, wenn sie mit solcher Klarheit entwickelt sind.

Von Kálnoky, den er sonst als Wegweiser und väterlichen Freund verehrte, unterschied er sich durch kühnes Ausgreifen in der Politik. Sein Vorgänger ebnete sich behutsam den Pfad, er selbst ging oft herausfordernd einher. Er hielt dafür, daß eine kraftvolle äußere Politik zur Festigung der Donaumonarchie beitragen werde. Schon deshalb ergriff er jede Gelegenheit zum Einwirken auf die Weltbegebenheiten. Daß er hierbei Mittel und Wege wechselte, lag in der Natur der Sache. Im Jahre 1907 betrieb er den Bau der Sandschakbahn; als sich ihm im nächsten Sommer durch Iswolfskijs Angebot andere und bessere Aussichten eröffneten, ließ er den Sandschak fahren, betonte jedoch in seiner Denkschrift vom 9. August 1908, daß die österreichischen Eisenbahnpläne auf dem Balkan festzuhalten wären. Jedesmal ließ sich die öffentliche Meinung Österreichs und Ungarns —

abgesehen von den ausgesprochenen Russenfreunden — von ihm leiten, weil man eine feste Hand am Steuer fühlte und einen Staatsmann sah, der nach längerem Zögern überhaupt etwas wollte.

Nachträglich ist es leicht zu sagen, daß Aehrenthal der Monarchie zuviel zumutete und nicht genügend erwog, sie halte einen Zusammenstoß auf Tod und Leben nicht aus. Indessen bestand sie unter seiner Leitung noch einmal die Probe als Großmacht, aber freilich forderte er durch die Annexion Bosniens erst recht die Gefahren heraus, in deren Bannung ein österreichischer Staatsmann seine höchste Pflicht zu sehen hatte.